

rätselhafte Frau, deren asketisch strenges Bewußtsein von ihrer naturheidnischen Sinnlichkeit keine Notiz nimmt, die beides nebeneinander lebt, Verschlossenheit und hellen Liebesturm, ohne daß ihr selbst Bruch oder Widerspruch fühlbar würde. Solche Frauen verführen durch ihre Tugend. Die Wunden, die sie in aller Stille schlagen, heilen nie. Strenge Zucht einer religiösen Tradition, einer ernsten Familie, einer angeborenen und anerzogenen Sittlichkeit — und dennoch ein Hexenwesen im feinen weißen Leib. „Elbische Wesen“ tauchen im Werk Hauptmanns auf, die den Mann verderben, indem sie ihn auf eine höhere Stufe, in reinere Künstlerschaft, in größeres Leben, also in die Richtung des Guten emporheben. Rautendelein? Und ihre Vorläuferin (trotz vieler abweichender Züge mutet sie mich wie eine Vorläuferin an) in den „Einsamen Menschen“: Anna Mahr, die bescheiden, sittsam, ja mit der Weihe höchster Selbstlosigkeit auftritt — und dennoch bringt sie Vockerats schon wankelnde Seele vollends aus dem Gleichgewicht. Der Seraph, der zerstört — um wieviel bannender als der selbstverständlich, seiner Natur gemäß zerstörende Teufel. Das zwischen Gut und Böse scheidende Urteil des Mannes steht still, wird ratlos, findet keinen Anhalt, rettungslos verfällt der Mann einem Engelslächeln, vor dem sein letztes Abwehrmittel, der Kampfruf „Du bist böse“, versagt. In diesem Engelslächeln öffnet sich der tiefste Höllengrund der Welt, wie ihn Kaiser Karl an der Bahre Gersuinds sieht. Daß Erlösung an Schuld, Aufstieg an Verhärtung des Herzens geknüpft sein soll — das ist die allem Sinn entfernteste Geheimchiffre der Natur. Immer wieder hat Gerhart Hauptmann gerade diese Geheimchiffre beschworen, an diesem äußersten Unheil sich und seine Vertrauenskraft gemessen,

FRIEDRICH BURSCHELL

Verfasser zarter Prosastücke und kritischer Essays, ehemals Mitarbeiter der „Literarischen Welt“, lebt jetzt in Eng-

land. — Aus einem vor 1933 erschienenen Essay Burschells über CHARLOTTE VON KALB bringen wir einen Abschnitt:

„Du solltest nicht da sein!“ ruft man ihr zu, als sie ankommt, ein Mädchen statt eines erwarteten männlichen Erben, und der Fluch hat ihr ganzes Leben gezeichnet.

Sie hat nie gespielt. Als kleines Mädchen stößt sie die Puppen zurück. Finstere Sagen, böse Träume und Ahnungen, durch die Erzählungen eines alten Försters, die hallenden Gänge, die Spukgestalten des unheimlich weiten Schlosses gesteigert, machen das eigenwillige Kind noch scheuer. Mit ihren schwachen Augen kann sie das Sternenlicht nicht sehen, und durch einen Schleier sieht sie immer die Wirklichkeit. Früh verliert sie beide Eltern. Bei der weitverzweigten Verwandtschaft wird sie herumgestoßen, lieblos und oberflächlich erzogen. In unkindlichem Stolz vergräbt sie sich, in einer Nebelsphäre aus vagen Gefühlen, wahlloser Lektüre, die sie heftig verteidigt. Ihre Heimat liegt nicht umsonst in der Nähe des Hörselberges, der märchenreichen Mitte Deutschlands; nach allem Geheimnisvollen greift sie verlangend. In Franken reizt sie das Barock der katholischen Frömmigkeit, auf den Thüringer Schlössern läßt sie sich ebenso sehr von pietistischer Glut wie von den neuen freimaurerischen Ideen entzünden. So lernt sie bald feste Grenzen zu überspringen, phantastisch, launenhaft auszuschweifen.

Aber vom Familieninteresse läßt sie sich binden, von der Wirklichkeit, die vor ihren Augen schwimmt. Kaum mitberührt, nicht aufbegehrend, hat sie die Tragödie ihrer Schwester angesehen, die nach einem kurzen Jahr der aufgezwungenen Ehe stirbt, hat sie ihre andere Schwester, ein bisher immer heiteres Kind, erstarrt und zum Erschrecken verwandelt, in die Hochzeitskutsche steigen sehen, um dem gierigen, finsternen, doppelt so alten Mann, dem Kammerpräsidenten von Kalb, Goethes Vorgänger im Weimarer Amt, mit ihrer Person die schönen Besitzungen zuzuführen. Kalb wünscht noch mehr, wünscht über die reichen Güter allein zu verfügen. Dazu braucht er die eheliche Verbindung seines Bruders, der aus dem amerikanischen Feldzug zurückgekehrt ist, mit seiner Schwägerin Charlotte. Sie gibt widerstandslos dem Major von Kalb ihre Hand, einem übrigens braven, weltgewandten, in nichts hervorstechendem, in nichts ihr zugehörigen Mann. Daß sie unglücklich wird, versteht sich von selbst.

ALFRED DÖBLIN

1878 in Stettin geboren, vor der Hitlerherrschaft als Kassenarzt im Berliner Osten tätig, errang seinen größten Erfolg mit dem später verfilmten Roman: „Berlin Alexanderplatz“. Vorher schrieb er u. a.: „Die drei Sprünge des Wang-lun“, „Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine“, „Wallenstein“, „Berge, Meere und Giganten“. Daneben war er vielseitig publizistisch tätig; seine Bücher und Schriften wurden verbrannt; er ging ins Exil und wirkt heute, französischer

Oberst, als Herausgeber der in Lahr erscheinenden Monatsschrift für Literatur und Kunst „Das goldene Tor“. Im Exil entstanden u. a.: „Babylonische Wanderung“, „Pardon wird nicht gegeben“, „Jüdische Erneuerung“ (Essay), „Flucht und Sammlung des Judentums“ (Essay), „Der unsterbliche Mensch“, „Land ohne Tod“, „Hamlet“, „Der Oberst und der Dichter“. Aus dem Roman: „BERLIN ALEXANDER-PLATZ“, der bei S. Fischer erschienen ist:

Viehmarkt Auftrieb: Schweine 11 543, Rinder 2016, Kälber 1920, Hammel 4450.

Was tut aber dieser Mann mit dem niedlichen kleinen Kälbchen? Er führt es allein herein an einem Strick, das ist die Riesenhalle, in der die Stiere brüllen, jetzt führt er das Tierchen an eine Bank. Es stehen viele Bänke nebeneinander, neben jeder liegt eine Keule aus Holz. Er hebt das zarte Kälbchen auf mit beiden Armen, legt es hin auf die Bank, es läßt sich ruhig hinlegen. Von unten faßt er noch das Tier, greift mit der linken Hand ein Hinterbein, damit das Tier nicht strampeln kann. Dann hat er schon den Strick gefaßt, mit dem er das Tier hereingeführt hat und bindet es fest an die Wand. Das Tier hängt geduldig, es liegt jetzt hier, es weiß nicht, was geschieht, es liegt unbehaglich auf dem Holz, es stößt mit dem Kopf gegen einen Stab und weiß nicht, was das ist: das ist aber die Spitze der Keule, die an der Erde steht und mit der es jetzt bald einen Schlag erhalten wird. Das wird seine letzte Begegnung mit dieser Welt sein. Und wirklich, der Mann, der alte einfache Mann, der da ganz allein steht, ein sanfter Mann mit einer weichen Stimme — er spricht dem Tier zu — er nimmt den Kolben, hebt ihn ein wenig an, es ist nicht viel Kraft nötig für solch zartes Geschöpf, und legt den Schlag dem zarten Tier in den Nacken. Ganz ruhig, wie er das Tier hereingeführt hat und gesagt hat: nun lieg still, legt er ihm den Schlag in den Nacken, ohne Zorn, ohne große Aufregung, auch ohne Wehmut, nein so ist es, du bist ein gutes Tier, du weißt ja, das muß so geschehen.